Majors, der von dort oben mit durchdringender Stimme sein Bataillon leitet. Das kugelrunde Männchen ist in fortwährender Bewegung, er gestikulirt und schreit sich heiser, um Befehle zu ertheilen, die mit den vorgeschriebenen Kommandoworten viel kürzer und präziser gegeben werden könnten. Doch in der Hitze des Gefechtes vergißt der Wackere auf das Reglement. „Lieutenant S.," — schreit er ein über das andere mal, „gieb' ihm noch eine Salve, noch eine! — So, recht gut, recht brav," fährt er fort, als das holpernde Geknatter der Salve verstummt. „Ja warum schießt die zweite Compagnie nicht?" ruft er nach der anderen Seite hinüber und beruhigt sich dann mit der Antwort, welche ihm ein Unteroffizier ertheilt, daß die Compagnie keine Patronen ausgefaßt hatte. Indessen hatte der Lieutenant S., vielleicht um den Fehler der zweiten Compagnie gut zu machen, auf eigene Faust mit seinen Leuten ein mörderisches Schnellfeuer eröffnet. Der Major scheint zu besorgen, daß auch diese Leute bald ohne Munition sein würden und will das Feuer einstellen lassen. „Jetzt ist's genug, Lieutenant S., laß aufhören, ich bitte dich, laß aufhören." Der Lieutenant salutirt zum Zeichen, daß er verstanden, schreit irgend etwas Unverständliches — aber die Leute schießen noch fort. Der Major wird wüthend, schreit und brüllt, der Lieutenant gestikulirt gleichfalls schreiend, ein Geschnatter von Stimmen antwortet ihm, endlich kann der Lieutenant melden, daß die Leute sich damit ausreden, die noch im Gewehre befindlichen Patronen ausgeschossen zu haben, damit sie nicht vielleicht von selbst losgehen! Der Major schien dies Argument für hinreichend gefunden zu haben, denn er beruhigte sich sichtlich!

* **Der tapfere Ehemann.** Folgende nächtige Geschichte von Herrn Billiger Mc. Swat und dessen Ehefrau Lobelia macht jetzt die Runde durch englische Blätter. „Billiger! Horch!" rief Frau Mc. Swat, indem sie sich im Bette aufrecht setzte und unbeweglich in dieser Stellung verharrte, weil sie im Erdgeschoß ein Geräusch zu hören glaubte. „Was giebt es, Lobelia?" fragte Mc. Swat schlaftrunken. „Mir scheint, als spräche jemand .... Horch!" Herr Mc. Swat horchte und auch er meinte etwas zu hören. „Ich will mich überzeugen, was es ist," sagte er mit sehr lauter Stimme. „Fürchte dich nicht, Lobelia; wir sind vortrefflich bewaffnet. Außer diesen beiden Revolvern hier," schrie er, um etwaigen unberufenen Eindringlingen schon im vornhinein Angst einzujagen, „haben wir einen Stock und einen Briefbeschwerer ... Sei nur ruhig, Lobelia!" Mit diesen Worten kroch er langsam aus dem Bette, bewaffnete sich und der Zug setzte sich in folgender Ordnung in Bewegung: Voran schritt Herr Mc. Swat, in jeder Hand einen Revolver, den gewichtigen Stock unter dem Arme und den Briefbeschwerer in der Tasche seines Schlafrockes. Seine Frau, die Haare in Papilloten gewickelt, die Lampe in einer und eine Kampherflasche in der anderen Hand, folgte. Am ersten Treppenabsatze blieb Herr Mc. Swat stehen. „Lobelia," bemerkte er, „es ist nothwendig, daß du vorausgehst, weil du die Lampe hast. Ich werde dich beschützen." Frau Mc. Swat that, wie ihr geheißen, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung, diesmal in umgekehrter Ordnung. Am Fuße der Treppe hielt Billiger erneut an und sagte in befehlendem Tone: „Jetzt, Lobelia, geh' mit der Lampe voran ins Zimmer zur Linken. Ich will indessen hier stehen bleiben, um jeden Fluchtversuch zu verhindern. Sollte jemand herauskommen," fügte er brüllend und mit wüthender Geberde hinzu, „jage ich ihm vierzehn Kugeln in den Leib, schlage ihn mit dem Briefbeschwerer nieder und zerschmettere ihm alle Knochen mit diesem Stocke." Frau Mc. Swat trat in das Zimmer zur Linken und blickte forschend nach allen Seiten. „Siehst du nichts, Lobelia?" fragte ihr Gatte mit Donnerstimme. „Nein, Billiger." „Gehe nun auch durch die anderen Zimmer," brüllte der Gemahl und stützte sich an die Wand. Während nun Billiger, bleich vor Entschlossenheit, zitternd vor Kampfbegier und bis zu den Zähnen bewaffnet, im Korridor verblieb, hatte Lobelia sämmtliche Zimmer durchsucht und war wieder zurückgekommen. „Hast du irgend etwas gesehen?" fragte er. „Gar nichts, Billiger." Er übergab Lobelia seine Waffen, nahm die Lampe aus ihrer Hand und durchschritt nun selbst mit einem an Todesverachtung grenzenden Muth die Reihe der Gemächer. „Es war nichts, Lobelia," sagte er unmuthig nach seiner Rückkehr. „Du hast dich nur getäuscht." Man begab sich wieder ins obere Stockwerk. „Du mußt deine Furchtsamkeit zu überwinden trachten," sagte er mit tadelnder Strenge, als er die Lampe auf den Tisch setzte und sich anschickte, wieder in sein Bett zu kriechen. „Wäre ich nicht dagewesen, dich zu beschützen, würdest du vor Angst gestorben sein."

* **Salomonische Weisheit.** Der neue Bürgermeister eines kleinen Städtchens beschließt, an einem der ersten Tage seiner Amtsthätigkeit eine Parade über die freiwillige Feuerwehr abzunehmen. Damit nun das schöne Fest ordnungsmäßig und ungestört vor sich gehe, veröffentlicht er folgende Bekanntmachung: „Sollte es am Dienstag vormittag regnen, so findet die Parade bereits am Nachmittag statt. Falls es aber nachmittags regnet, so wird die Parade bereits am Vormittag abgehalten."

* **Wink.** Fräulein: „Herr Gustav, können Sie ein Geheimniß bewahren?" — Herr: „Warum nicht?" — Fräulein: „Ach, ich möcht' gar zu gerne heirathen und ich möchte eben, daß gerade Sie das wissen sollen."

* **Der andere Grund.** „Ich höre, Freund Gustav will heirathen!" — „So? Ist er verliebt?" — „Nein, verschuldet."

* **Verfehlte Wirkung.** Der kleine Peppi, als er zum ersten mal das Bild des Struwelpeters sieht: „Ach wenn man doch auch so ausschauen könnte!"

* **Bei einem Zechgelage** wird ein Student gefragt, mit welchem Helden der Geschichte er sein Leben wohl hätte tauschen mögen, und er antwortete: „Mit Johann von Burgund und dem Herzog von Bordeaux."

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

* **Die Thier- und Pflanzenwelt des Süßwassers.** Einführung in das Studium derselben. Unter Mitwirkung von Dr. C. Apstein (Kiel), S. Clessin (Ochsenfurt), Prof. Dr. F. A. Forel (Morges, Schweiz), Prof. Dr. A. Gruber (Freiburg i. Br.), Prof. Dr. V. Kramer (Halle a. S.), Prof. Dr. F. Ludwig (Greiz), Dr. W. Migula (Karlsruhe), Dr. L. Plate (Marburg), Dr. C. Schmidt-Schwedt (Berlin), Dr. A. Seligo (Danzig), Dr. F. Vosseler (Tübingen), Dr. W. Weltner (Berlin) und Prof. Dr. F. Zschokke (Basel), herausgegeben von Dr. Otto Zacharias, Direktor der biologischen Station am gr. Plöner-See in Holstein. 1. Band mit 79 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig bei J. J. Weber 1891. Den Lesern dieser Zeitung ist der Herausgeber dieses von den Fachleuten mit großem Interesse erwarteten Werkes schon seit längerer Zeit durchaus kein Unbekannter mehr. Abgesehen von einigen gelegentlichen Mittheilungen, die wir betreffs der Gründung einer biologischen Station am gr. Plöner-See in Holstein gebracht haben, bekanntlich des Werkes, das als das höchst eigentse dieses unermüdlichen Mannes bezeichnet werden muß —, hat sich Dr. Otto Zacharias unseren Lesern durch eine größere Anzahl von Artikeln selbst als gewissenhaften Naturforscher und äußerst gewandten Naturschilderer zu erkennen gegeben. Zacharias sucht seit einer Reihe von Jahren eine Ehre nicht allein darin, die naturwissenschaftlichen Kreise Deutschlands für die etwas vernachlässigte Lebewelt des süßen Wassers nachhaltigst zu interessiren und zur erfolgreichen Bearbeitung derselben eine Anstalt — nämlich die genannte biologische Station — ins Leben zu rufen, sondern er ist auch bestrebt, geeignete litterarische Hilfsmittel für diese Studien zu schaffen. Das vorliegende Werk bildet nun den Anfang dieses hoffentlich mit Segen gekrönten Unternehmens. Wer die oben angegebenen Namen der Zacharias'schen Mitarbeiter liest, der wird — falls er mit dem Stande der heutigen Naturforschung nur einigermaßen vertraut ist — schon von vornherein von der Gediegenheit der Arbeiten dieser Männer überzeugt sein, und nach dem Studium der bisher veröffentlichten Einzelarbeiten wird er seine Erwartungen durchaus bestätigt finden. Der erste (vorliegende) Band enthält folgende Arbeiten (auf welche näher einzugehen wir natürlich der naturwissenschaftlichen Presse überlassen müssen): Forel, Allgemeine Biologie eines Süßwassersees; Migula, Die Algen; Ludwig, Zur Biologie der phanerogamischen Süßwasserflora; Gruber, Ein Wurzelfüßer des Süßwassers in Bau und Lebenserscheinungen; Migula, Die Flagellaten (Geißelträger); Weltner, Die Süßwasserschwämme (Spongillidea); Zacharias, Die Strudelwürmer (Turbellaria); Plate, Die Räderthiere (Rotatoria) und Vosseler, Die Krebsfauna unserer Gewässer. Mit der Herausgabe des im Oktober erscheinenden 2. Bandes, welcher die Bearbeitungen der Milben, Insekten, Mollusken, Fische und Fischparasiten des Süßwassers, sowie eine Abhandlung über die quantitative Bestimmung des Planktons im Süßwasser und eine Darlegung der wissenschaftlichen Aufgaben biologischer Süßwasser-Stationen enthalten wird, würde das Thier- und Pflanzenleben des Süßwassers in fast allen seinen Einzelerscheinungen berücksichtigt worden sein, und zwar — was gegen verwandte Publikationen als ein außerordentlicher Vorzug des vorliegenden Werkes hervorgehoben werden muß — von lauter Spezialforschern, von Männern, die in ihren Gebieten Meister sind; denn wer etwas Gutes geben will, der muß aus dem Vollen schöpfen können, der muß hoch über dem Darzubietenden stehen! Was das Buch sein will, besagt schon der Titel: Eine Einführung in das Studium der Lebewelt des Süßwassers. Es ist nicht nur bestimmt für den Zoologen und Botaniker, welcher sich über irgend eine Thier- oder Pflanzengruppe unsrer heimischen Gewässer schnell und sicher unterrichten will, sondern es ist auch berechnet für alle nur einigermaßen vorgebildeten Freunde der Natur, welche einen sicheren Führer wünschen bei ihrem Eindringen in die Vielgestaltigkeit und die interessanten biologischen Verhältnisse der Wasserorganismen. Wünschen wir dem zeitgemäßen, trefflichen Werke eine recht weite Verbreitung. sch.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 157. **Halle a. d. S., Donnerstag den 9. Juli** **1891.**

[12]

Das Geheimniß des „Hansom Cab."

Roman von **Fergus W. Hume.**

Deutsch von **A. Brauns.**

„Da mir mein armer Kopf gerade viel zu schaffen machte," fuhr die Hauswirthin fort, „weil ich den ganzen Tag draußen in der Sonne gestanden und gewaschen hatte, so fühlte ich mich in der Nacht nicht so behaglich in meinem Bette wie sonst, und krabbelte mich wieder auf und ging in die Küche, um mir einen Leinsamenumschlag auf den Hinterkopf zu machen, der den Schmerz lindern sollte, wie mir von einem Doktor im Hospital, als ich noch Krankenpflegerin war, gesagt worden ist. Der Doktor hat jetzt seine eigene Praxis in Geelong und hat eine sehr zahlreiche Familie, da er sich so sehr jung verheirathet hat. Und gerade wie ich die Küche verließ, hörte ich Mr. Fitzgerald die Thür aufschließen und eintreten, und da drehte ich mich um, um nach der Uhr zu sehen, wie's so meine Gewohnheit von früher war, wenn mein Mann heimkam und ich ihm seine Mahlzeit besorgte."

„Und welche Zeit war es denn?" fragte der Detektiv fast athemlos.

„Fünf Minuten vor 2 Uhr," erwiderte die Frau.

Der Detektiv sann einen Moment nach.

„Droschke wurde angerufen um 1 Uhr — fuhr nach St. Kilda ungefähr 10 Minuten danach ab" — lautete Gorby's Nachrechnung — „war an der Realschule, wollen einmal sagen, 25 Minuten später — Fitzgerald plaudert mit dem Kutscher 5 Minuten, macht 1/2 2 Uhr — wartet 10 Minuten auf die andere Droschke, bis sie herbeigefahren kommt, giebt 20 Minuten vor 2 Uhr — dazu kommen noch 20 Minuten, Ost-Melbourne zu erreichen und ferner noch 5 Minuten, nach hier zu traben — das ergiebt 5 Minuten nach, statt 5 Minuten vor 2 Uhr — es ist zum Verrücktwerden! „Ging denn Ihre Küchenuhr richtig?" fragte er laut.

„Nun, das denke ich doch! Manchmal geht sie ja wohl ein bischen nach, da sie lange nicht reingemacht worden ist. Ich gebe sie dann stets meinem Neffen, der ist Uhrmacher."

„Selbstverständlich ging sie auch an jenem Abende nach," behauptete Gorby triumphirend. „Er muß 5 Minuten nach 2 Uhr nachhause gekommen sein — damit stimmt auch alles."

„Was stimmt auch alles?" fragte Mrs. Sampson spitz.

„Und woher wollen Sie denn wissen und mit solcher Gewißheit behaupten können, daß meine Uhr falsch und um 10 Minuten nachgegangen sei?"

„Es war so, nicht wahr?" eiferte Gorby.

„Ich will's nicht abstreiten," versetzte die Frau. „Auf die Uhren ist im allgemeinen so wenig Verlaß wie auf die Männer — aber das hat doch nichts mit seiner Lebensversicherung zu thun, da er doch sonst stets vor 2 Uhr zuhause ist?"

„Oh, das ist alles vollkommen sicher," meinte der Detektiv, ganz entzückt, die erwünschte Auskunft erhalten zu haben. „Ist das Mr. Fitzgerald's Zimmer?"

„Jawohl," nickte die Hauswirthin bestätigend, „er hat es sich aber selbst ausmöblirt, da er den Luxus liebt, wenn er auch nicht gerade einen guten Geschmack hat, den ich aber habe, ohne mich dessen rühmen zu wollen und mir etwas darauf einzubilden. Da ich nun noch ein ganz gleiches Zimmer zu vermiethen habe, so möchte ich Sie darauf aufmerksam machen und Sie bitten, wenn Freunde von Ihnen sich nach einer Wohnung umsehen, meine in Vorschlag zu bringen. Ich bin im Besitz von guten Empfehlungen und meine Küche ist vorzüglich — und wenn —"

Jetzt erschallte lautes Klingeln an der Hausthür, und nach kurzer Entschuldigung bei dem Detektiv ging Mrs. Sampson die Treppe hinunter. Allein gelassen, stand Gorby sogleich auf und schaute sich forschend im Gemache um. Es war stilvoll ausgestattet; die Bilder an den Wänden bekundeten guten Geschmack und Kunstverständniß. Am dem einen Ende des Raumes stand zwischen den Fenstern ein mit Papieren bedeckter eleganter Schreibtisch.

„Wenn ich nach den Papieren, die er aus Whyte's Tasche herausgerissen, herumstöberte? — hat wohl keinen Zweck," dachte der Detektiv, indem er ein paar Briefe umdrehte und sich die Adressen ansah, „da ich doch nicht weiß, was es war, selbst wenn sie mir vor die Augen kommen sollten. Aber den fehlenden Handschuh möchte ich gerne auftreiben und das Fläschchen, in dem das Chloroform war — wenn er nicht beides fortgeworfen hat. Hier ist nichts davon zu sehen, ich werde mich wohl in seinem Schlafzimmer danach umsehen müssen."

Er durfte keine Minute verlieren, da die Hauswirthin jeden Augenblick zurückkommen konnte, und so huschte er denn flink in das nebenan liegende Schlafgemach. Das erste, was ihm in die Augen fiel, war eine Kabinetphotographie von Madge Frettlby in einem Plüschrahmen, die auf dem Toilettentische stand. Sie war von derselben Aufnahme wie die, welche er in Whyte's Album gesehen hatte. Lachend nahm er sie in die Hand.

„Du bist ein reizendes Mädchen," haranguirte er das Bild, „giebst aber deine Photographie zwei jungen Herren, die beide hitzigen Temperamentes und in dich verliebt sind. Das Resultat von dieser Unvorsichtigkeit ist denn auch, daß der eine todt ist und der andere ihn nicht lange überleben wird. Das ist's, was du damit angerichtet hast!"

Er stellte die Photographie wieder auf den Ständer und ließ den Blick suchend durchs Zimmer schweifen, und da erblickte er einen hinter der Thür hängenden hellen Ueberzieher und an dem andern Nagel einen weichen Filzhut.

„Ah," frohlockte der Detektiv, „hier ist ja der Rock, den du trugst, als du dem armen Kerl das Lebenslicht ausbliesest! Möchte wohl wissen, was du in den Taschen hast," und beim Sprechen ließ er auch schon die Hand hineingleiten. In der einen Tasche fand er nur einen alten Theaterzettel und ein Paar braune Glacéhandschuhe, in der zweiten aber machte er allerdings eine wichtige Entdeckung — keinen geringeren Fund als den fehlenden Handschuh. Da hatte er ihn — einen schmutzigen weißen, auf die rechte Hand gehörenden Handschuh mit breiter schwarzer Näherei auf der Oberhand; und mit einem vergnügten Lächeln ließ Gorby das Corpus delicti in seiner Tasche verschwinden.

„Der Vormittag ist doch nicht vergeudet gewesen; ich habe erfahren, daß er um die Zeit, wie sie mit all seinem Vornehmen nach 1 Uhr in der Donnerstagnacht übereinstimmt, nachhause gekommen, und dies ist der fehlende Handschuh, der ganz unleugbar zu dem des Ermordeten gehört. Wenn ich nur der Chloroformflasche habhaft werden könnte, dann wäre ich vollständig zufrieden."

Doch die Chloroformflasche war nirgends zu finden, so sorgfältig er auch danach suchte. Endlich, da er Mrs. Sampson die Treppe heraufkommen hörte, gab er das Forschen danach auf und trat in das Wohnzimmer zurück.

„Hat es weggeworfen, läßt sich erwarten," murmelte er und nahm seinen vorigen Platz wieder ein; „'s thut aber nichts. Aus dem, was ich erfahren und gefunden habe, glaube ich eine Beweiskette schmieden zu können, die ausreicht, ihn des Verbrechens zu überführen. Und obendrein steht zu erwarten, daß er, wenn festgenommen, bald alles eingestehen wird. Er scheint heftige Gewissensbisse über seine That zu empfinden."

Die Thür that sich auf und das Heimchen kam mit den Anzeichen höchsten Unwillens in das Gemach.

„Einer von den chinesischen Grünkramhökern war's!" erklärte die Wirthin; „versuchte mir mit seinen Möhren was vorzuschwindeln — als ob ich nicht wüßte, was Möhren sind — und schwatzt da in seinem Kauderwelsch von einem Schilling,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18910709056/fragment/page=0001

und ist doch in einem Lande groß geworden, wo das dumme Volk gar nicht weiß, was ein Schilling ist. Aber ich habe Ausländer nie mehr leiden können, seit ein Franzose, der mich seine Muttersprache lehrte, heimlich mit der silbernen Theekanne meiner Mutter, die für Besuch auf einem Nebentische stand, durchgebrannt ist."

Ziemlich schroff unterbrach der Detektiv ihre häuslichen Reminiscenzen durch die Ankündigung, daß er sich ihr nun, nachdem sie ihm das Nöthige mitgetheilt, empfehlen wolle.

„Und ich hoffe," sprach Mrs. Sampson, als sie ihm unter Knixen die Thür öffnete, „daß ich bald wieder, falls Mr. Fitzgerald's Interessen es erfordern, das Vergnügen haben werde, Sie hier zu sehen."

„Oh, ich werde Sie gewiß wieder aufsuchen," erwiderte der Detektiv mit zweideutiger Derbheit, „— und in einer Weise, die Ihnen nicht gefallen wird, denn Sie sollen als Zeugin vorgefordert werden," setzte er in Gedanken hinzu. „Habe ich Sie richtig verstanden, Mrs. Sampson," fuhr er wiederum laut fort, „daß Mr. Fitzgerald heute nachmittag zuhause sein werde?"

„Gewiß, Sir, er wird da sein," versicherte sie, „er will ja den Thee hier einnehmen mit seiner jungen Braut, was Miß Frettlby ist, und die einen Haufen Geld hat, den kein Mensch zählen kann, was auch bei mir der Fall sein würde, wenn ich in einer höheren Sphäre geboren worden wäre."

„Sie brauchen Mr. Fitzgerald nicht zu sagen, daß ich hier gewesen bin," mahnte Mr. Gorby beim Schließen der Gartenpforte. „Ich werde diesen Nachmittag wieder vorsprechen und selbst mit ihm reden."

„Was das doch für eine stämmige Person ist," dachte Mrs. Sampson, als sie dem sich entfernenden Detektiv nachblickte, „gerade wie mein seliger Vater, der auch so fleischig war, da er ein tüchtiger Esser war und nebenbei das Glas liebte. Ich aber bin nach der Familie meiner Mutter geschlagen, die alle zart und dünn waren, aber auch vielen Essig tranken, um so fein und zierlich zu bleiben. Ich selbst habe jedoch keinen getrunken."

Sie schloß die Thür und ging wieder hinauf, den Frühstückstisch abzuräumen, während der Detektiv sich in möglichster Geschwindigkeit nach dem Polizeigebäude fahren ließ, um sich dort einen Verhaftsbefehl wegen vorsätzlichen Mordes zur Festnahme von Brian Fitzgerald ausstellen zu lassen.

Zehntes Kapitel.

Im Namen der Königin.

Es war ein brennend heißer Tag — einer von jenen wolkenlosen Tagen, wo die glühenden, blendenden Sonnenstrahlen versengend herabschießen auf die trockenen Straßen und tiefdunkle Schlagschatten werfen. Im Kalender stand er als ein Dezembertag, aber der Weltenlenker hatte ihn aus Versehen in den August geschoben. In letztvergangener Woche war die Witterung ein bischen kühl gewesen, und dieser entzückende Tag wurde als eine angenehme Ueberraschung und als Vorläufer des Sommers begrüßt. Es war Sonnabend vormittag und die ganze fashionable Welt von Melbourne befand sich auf dem „Block". Seinen „Block" anlangend korrespondirte Collins-Straße mit dem Broadway in New-York und mit Regent-Street und Rotten-Row in London, wie mit den Boulevards in Paris. Auf dem „Block" entfalten die Damen ihre neuesten Kostüme, begrüßen ihre Freunde, sehen ihre Feinde über die Achsel an und plaudern in oberflächlichem Gesellschaftstone. Gerade so mag es in der Via Appia, der vornehmsten Straße Roms in der Kaiserzeit, gewesen sein, wo Catullus der Lesbia heiteren Unsinn vorschwatzte und Horaz die Glückwünsche und Lobsprüche seiner Freunde über seine neuesten Gedichte in Empfang nahm. Die Weltgeschichte wiederholt sich, und jede Stadt ist nach allen Gesetzen der Civilisation verpflichtet, eine vornehme Hauptstraße zu haben, in welcher die Anhänger der Mode sich Stelldicheins geben können. Natürlicherweise ist Collins-Street nicht solch ein großartiger Durchgangspunkt wie die der oben namhaft gemachten Städte, auch nicht wie „Unter den Linden" in Berlin, aber das Publikum, welches auf den breiten Trottoirs auf und auf ab promenirt, trägt nicht weniger elegante Toiletten zur Schau, und die Peripathetiker selbst sind nicht weniger angeregt als die jener genannten berühmten Städte. Wie die Sonne bunte Blumen hervorlockt, so hatte auch der verführerische Einfluß des heißen Wetters die Damen sämmtlich in Kleidern aller hellen Farben und Nuancen erscheinen lassen, sodaß sich die Straße wie ein beweglicher Regenbogen ausnahm. Equipagen rollten auf ihren Gummirädern geräuschlos dahin und ihre Insassen verneigten sich mit freundlichem Lächeln gegen ihre Bekannten auf den Fußsteigen. Die Rechtsgelehrten schlenderten heute gemächlicher denn sonst mit ihren schwarz eingeschlagenen Aktenbündeln unter dem Arme daher, da sie für diese Woche mit ihren juristischen Spitzfindigkeiten abgeschlossen hatten, und empfänglicher für freie Unterhaltung waren; gewichtige Kaufherren hatten sich für Stunden die Flinders-Straße und die Schiffe, welche sie erwarteten, aus dem Sinn geschlagen und spazierten vergnügt neben ihren hübschen Töchtern; und die Repräsentanten des Stutzerthums stolzirten in ihren neuesten Hüten, den modernsten Kragen, Kravatten und Jackets nach dem allerneuesten Schnitt hier und dort. Es war ein farbenfrisches und lebensvolles Bild, das sich dem Auge darbot und das jeden entzückt haben würde, der nicht magenkrank und verliebt war.

Madge Frettlby war gerade über einer Beschäftigung, die dem Frauenherzen angenehm und lieb ist, nämlich Einkäufe zu machen. Sie befand sich in dem großen Magazin von Rowan und Hicks und wählte unter Bändern und Spitzen, während ihr getreuer Brian draußen auf der Straße wartete und an dem Anblick des Menschenstromes, der auf dem Trottoir auf- und abwogte, sich ergötzte. Wenn es etwas giebt, was von den Herren über alles gefürchtet wird, so ist es gewiß das Ausgehen und Einkaufen mit ihren Damen, denn dann dehnen die Minuten sich zu Stunden aus und der müde Gatte, der, gedankenvoll draußen harrend seine Cigarre raucht, während seine bessere Hälfte den jungen Mann hinter dem Ladentische beinahe zu Tode peinigt wegen des neuesten Tones von der allermodernsten Modefarbe, fragt sich: „wo zum Kuckuck bleibt denn Maria?" Nach langer Zeit erscheint dann die ehrenwerthe Dame endlich, begleitet von dem Ladendiener, der sich unter seiner Last von Schachteln und Bündeln beugt wie Atlas unter der Schwere des Himmelsgewölbes. Brian haßte das Einkaufen in gleichem Grade wie andere Herren, aber als liebenswürdiger Bräutigam mußte er sich pflichtschuldigst opfern, wenn er sich auch nicht des bedauernden Gedankens an seinen Klub zu entschlagen vermochte, wo er in einem kühlen Zimmer mit etwas Erfrischendem in einem Glase neben sich, sitzen, lesen und rauchen konnte. Nachdem seine kleine Braut ein Dutzend Artikel, die sie gar nicht brauchte, eingehandelt und noch eine Unterredung mit ihrer Schneiderin gehabt, fiel ihr ein, daß Brian auf sie warte, und schleunigst begab sie sich nach der Thür.

„Ich bin nur ein paar Minuten fortgeblieben, nicht wahr, Geliebter," rief sie, leise seinen Arm berührend.

„O nein, Schatz," erwiderte Fitzgerald mit einem Blick auf seine Taschenuhr, „nur dreißig — ein pures Nichts, wenn über ein neues Kleid berathen worden ist."

„Ich dachte, es wäre länger gewesen," meinte Madge getröstet und mit erheiterter Stirn, „aber doch wirst du glauben, ein Opfer gebracht zu haben."

„Durchaus nicht," versicherte Fitzgerald, indem er ihr beim Einsteigen Ritterdienste erwies, „ich habe mich sehr gut unterhalten."

„Worte!" lachte Madge und öffnete ihren Sonnenschirm, während Brian an ihrer Seite Platz nahm; „das ist so eine von den gesellschaftlichen Lügen, zu denen jeder sich verpflichtet hält. Ich habe dich doch wohl, fürcht' ich, warten lassen — obschon es," fuhr sie mit der echt weiblichen Schätzung der Zeit fort — „nur ein paar Minuten gewesen sind."

„Und was noch weiter dazu kommt," versetzte Fitzgerald mit einem schelmischen Blicke auf ihr liebreizendes Gesichtchen, das so hold unter dem großen weißen Hute erröthete.

Madge ließ diese Bemerkung unbeachtet, (Forts. folgt.)

Der verspielte Treffer.

Geschehntß aus der Jugendzeit eines berühmten Mannes.

Erzählt von P. K. Rosegger.

Der Weber Franz, wer ihn gekannt hat. Er war Webermeister zu Kirchberg und hatte schlimme Zeiten erfahren. Den ganzen Tag hinter dem Rollbaum sitzen und weben, und was ist am Abend fertig? Das Hungertuch. Das Handwerk hatte freilich einmal einen goldenen Boden, aber die großen Fabriken, als sie kamen, haben diesem Faß den Boden ausgeschlagen. Hart um den

Mann, der die Uebergangszeit mitmachen muß. Ich kenne mehr als einen, der, dieses Blatt in der Hand, zuletzt seufzen wird: Wahr ist's! Der es weiß, was das heißt: verarmen! Die Sorge um Weib und Kind. Gleichwohl den ganzen Tag arbeiten und des Abends, wenn er sich müde ins Bett legt, erst sinnieren, sich kümmern um des Lebens Unterhalt. Alles ringsum ruht in süßem Schlaf, dir kommt keiner, du mußt wachen und nachdenken und den Kopf dir zermartern und bist tief betrübt.

Also ergeht es auch dem Weber Franz zu Kirchberg. Schon um neun Uhr sinkt er erschöpft ins Bett. Morgen kann er lange schlafen, wenn er will, er hat keine Arbeit mehr. Die alte Wanduhr schlägt zehn, er schläft noch nicht, denkt nach darüber, was sie essen sollen in der nächsten Woche. Es schlägt elf Uhr, er wacht und sinnt, wo er ein Winterkleidlein hernehmen wird für sein Knäblein. Auf den Höhen liegt schon der Schnee und das Brennholz ist theuer. Endlich schlägt die zwölfte Stunde, da sinken dem bekümmerten Manne die Augen zu.

Ein Weilchen schläft er sanft, da schleicht ganz sachte, ganz schelmisch sachte der Traum herbei, und der Franz sieht seinen kleinen Robert. Der Knabe hat ein schwarztuchenes Röcklein an und ein kecke Käppchen auf dem Lockenhaupt, seine Stiefelchen an den Füßen und unter dem Arm ein Pack Bücher, so spaziert er frisch dahin, ein munteres Studentlein. Eine kurze Zeit verliert der Vater den Sohn aus den Augen, und wie er ihn wieder sieht, da steht der Robert hoch auf einer Steinsäule, bewegungslos und glänzendweiß wie Marmor. Die Leute blicken ehrerbietig zu ihm hinauf, Kinder spielen zu seinen Füßen und wachsen empor, aber nicht so hoch, daß sie ihn erreichen könnten mit der Hand; sie werden alt und sinken wieder zur Erde — er aber steht immer in seiner leuchtenden Würde und überdauert Geschlechter und Geschlechter. — Also der Traum, da wacht der Weber Franz plötzlich auf. Es pocht ihm das Herz. Ein närrischer Traum den sollt' man ja in die Lotterie setzen! fällt es ihm ein. Vier Jahre ist er alt, der Robert, am vierundzwanzigsten März ist er geboren, und eine Steinsäule, die bedeutet neunundfünfzig. Der Franz steht auf, macht Licht und schreibt mit Bleistift ins Gebetbuch die Zahlen vier, vierundzwanzig und neunundfünfzig. Dann legt er sich wieder im lieben Namen Gottes und schläft friedlich ein.

Am nächsten Morgen — lange mag er nicht faulenzen, so viele Zeit er auch dazu hätte — steht er beizeiten auf, der Weber Franz, und sagt zu seinem jungen Weibe: „Du, Alte! Gehst du heute ins Dorf hinein?"

„Zur Samstagsmesse," antwortet sie, „ich will mit der Muttergottes sprechen, vielleicht weiß sie uns einen Rath."

„Sprich mit ihr," sagt der Franz, „nimm das Gebetbüchel mit, bete fleißig daraus und nach der Messe gehe zum Tabakkrämer und setze in die Lotterie. Die Nummern stehen schon im Büchel, hinten auf dem weißen Blatt. Da hast du zwei Zwanziger."

Das Weib sieht ihn sehr befremdet an. „Seit wann," sagt sie endlich, „geht's uns denn so gut, daß du das Geld zum Fenster hinauswirfst?"

„Red' nichts, du weißt nichts," antwortet er, „setze das Geld auf die drei Nummern in die Lotterie. Mir hat geträumt."

„Ist ein Unsinn!" schreit sie.

„Der Traum kann einer sein, Weib, aber der Treffer, den wir machen, ist keiner. Kriegst nachher das seidene Halstuch, das ich dir schon seit unserem Hochzeitstag schuldig bin. Kriegst es, Alte!"

Das Weib sagt nichts mehr, besorgt die häusliche Arbeit, für den Mann die Suppe, für den Knaben die Milch und die am Höslein losgerissenen Knöpfe und für die Ziege das Futter. Hernach geht sie in die Kirche. Unterwegs klingen ihre Schuhe an der steinhart gefrorenen Erde; auf den dürren Grashalmen, auf dem Brückengeländer liegt der Reif. Da läuft ihr barfuß das Knäblein nach, bittend: „Mutter, laß mich mit dir gehen in die Kirche!"

Sie kehrt sich um: „So! Wer hat dir denn erlaubt, mir nachzulaufen? Wirst zurückgehen? Wirst? Barfuß umspringen im Reif, daß du krank könntest werden! das wäre sauber! Augenblicklich geh mir heim! Wart', ich will dir den Weg weisen!"

Das Knäblein bedarf ihrer nachdrücklichen Wegweiserdienste nicht, es kehrt sogleich um und eilt dem Weberhäuschen zu. Die Mutter blickt ihm nach. Das Herz thut ihr weh, wie sie ihm so nachblickt. Wie lieb sie ihn hat! Man darfs den Kindern nicht merken lassen, wie lieb!

Sie kommt in die Kirche. Der weißköpfige Pfarrer liest eine stille Messe, und heilige Ruhe ist in dem fast menschenleeren Gotteshause. Das Weib kniet vor einem Bildnisse der Muttergottes. „Du auch," spricht sie zu dieser, „du bist auch Mutter und weißt, wie unsereiner ums Herz sein kann." Und denkt der himmlischen Frau ihr Anliegen vor und legt es in ein Gebet, das sie aus dem Buche liest. Es wäre ja gar nicht nöthig, daß andere ihr ein Gebet vorgeschrieben haben, ihre heißen Bitten kommen aus blutendem Herzen. Der Armuth Sorgen! So tausendfältig wird Geld verschwendet auf der Welt, aus Uebermuth kaufen die reichen Leute sich Sünd' und Laster und Leiden damit, und die arme Mutter weiß nicht, wie sie ihre kleine Familie sättigen soll mit täglichem Brot. Jetzt fallen ihr die zwei Zwanziger ein, die sie im Sacke hat, und daß auch ihr Mann ein übermüthiger Verschwender ist. „Doch Sünde und Schande wäre es, dieses Blutgeld in einen Säckel zu werfen, der keinen Grund und Boden hat. O nein, Herr Staat, du magst Karten mischen wie du willst, wir spielen nicht mit! Wir sind keine Spiellumpen, die ihre letzten paar Groschen verthun, damit du uns in acht Tagen könntest auslachen: Nichts für euch, arme Webersleut', das Geld gehört mir, und ich hab's auch schon verschlungen. Heute morgen hats Reif gehabt auf der Straße. Mein Robert hat keine Schuhe. Gegrüßt seist du Maria, voll der Gnaden!"

Also war der armen Frau Denken und Gebet. Wie sie hernach aus der Kirche getreten, am Weihwasserkessel ihren Sprengtropfen genommen, geht sie hin über den Marktplatz, und anstatt zum Tabakkrämer läuft sie hinein zum Schustermeister. Ein paar Schuhe verlangt sie für einen vierjährigen Knaben. Wenn es auch übertragene wären, mehr als zwei Zwanziger dürften sie nicht kosten.

Richtig. Ein ganz festes Pärchen Kuhlederne bringt sie nachhause, für ein beständig umhüpfendes Knäblein können sie nicht leicht zu fest sein. Und unterwegs nimmt sie sich das vor: Meinem Manne sage ich diemeilen nichts. Erst wenn die Ziehung vorüber ist und er sich recht ärgert, daß er nichts gewonnen hat, erst nachher sage ich es ihm. Wie froh wird er dann sein, daß ich gescheiter gewesen bin als er selber und der Kleine seine Winterschuhe hat! (Schluß folgt.)

Bunte Zeitung.

-o- **Die deutsche Schule in Italien.** Man schreibt uns: Ein wichtiger, noch zu wenig beachteter Faktor für die Pflege und Erhaltung deutsch-nationaler Gesinnung unter den Deutschen in Italien ist die deutsche Schule. Denn die meiste Sorge macht unseren in diesem Lande lebenden Stammes- und Glaubensgenossen (es sind ca. 8000) die deutsch-evangelische Erziehung ihrer Kinder. Zwar sind jetzt überall italienische Staatsschulen von der Clementarschule bis heraus zum Gymnasium und Lyceum und durch das treffliche Regolamento des Ministers Boselli (1887) sind in sehr gesunder Weise die zu erstrebenden Unterrichtsziele festgesetzt. Aber viel fehlt noch, daß bei dieser erst jungen Schul„reforma" die gegebenen Anregungen und Beitrebungen in Fleisch und Blut übergehen. In den italienischen Schulen wird bei weitem nicht das erreicht, was nach langjähriger Praxis und Erfahrung in unseren deutschen Schulen geleistet werden kann. Die Deutschen in Italien sehen sich daher vor die Frage gestellt, entweder ihre Kinder für einen späteren Lebensberuf in Italien ausbilden zu lassen, zu italienisiren, oder wenn sie deutsch bleiben und deutsch erzogen werden sollen, für spätere Rückkehr in die Heimath auf andere Ausbildung derselben zu sinnen, sei es durch deutsche Hauslehrer oder Erzieherinnen, sei es durch frühzeitiges Wegsenden auf eine deutsche Schulanstalt, sei es durch Errichtung deutscher Schulen, was nur in größeren Städten möglich ist. So bestehen gegenwärtig solche deutsche Privatschulen, zum Theil mit guten anerkannten Leistungen in Neapel (170 Schüler, darunter 100 Deutsche, Knaben und Mädchen, auch für die höhere Töchterschule und die untersten Gymnasialklassen, in Florenz (40 Schüler), in Rom (50 Kinder), in Mailand (130 Kinder, sehr gut in ihren Leistungen), in Genua (1 deutsche, 1 schweizer Schule), in Bari ꝛc. Es ist natürlich nur mit großen persönlichen Opfern der betr. Eltern oder der deutschen Kolonien möglich, solche deutsche Schulen ins Leben zu rufen und zu erhalten und es ist um so dankenswerther, daß die deutsche Reichsregierung neuerdings immer mehr Geneigtheit zeigt, diesen Anstalten von Reichswegen Subvention zutheil werden zu lassen. Es sei hier auch darauf aufmerksam gemacht, daß jungen strebsamen Lehrern hier Gelegenheit gegeben ist, meist mit dreijähriger Verpflichtung einmal nach Italien an solch eine deutsche Schule zu kommen.

* **Griechisches Militär.** Eine recht erbauliche Schilderung entwirft ein Korrespondent des „Best. Ll." von dem griechischen Militär, indem er schreibt: „... Von zerrissenen Stiefeln, über und über beschmierten Uniformen, im Nacken sitzenden Käppis wollen wir gar nicht sprechen und ebensowenig uns darüber aufhalten, daß bei dem Parademarsch der Ehne einer Mühle aufweichen, der Andere die Nase putzen, ein Dritter seinem Nachbar einen Rippenstoß versetzen wird. Der Sinn für Strammheit, militärischer Geist ist dem Griechen absolut fremd, er begreift einfach nicht, was man von ihm will, und so sind bisher die ehrlichsten Versuche, in den griechischen Soldaten auch militärischen Geist zu trichtern, vollkommen gescheitert. Aber daß auch die Offiziere diesem laisser faire sich hingeben, erscheint doch tadelnswerth. Daß ein Oberst den Salat persönlich vom Markte nachhause trägt, mag nach Landessitte nicht anstößig sein; dort aber, wo der Offizier als solcher auftritt, in Reih und Glied, sollte nicht die ordnungshassende Natur des Griechen zum Vorschein kommen. Es ist ein Sommertag, die Garnison von Athen hält kriegsmäßige Uebungen ab. Das ganze Manöverfeld ist mit einer schier undurchdringlichen Staubwolke bedeckt. Wir halten auf einem Hügel, in der Nähe eines wohlgenährten Infanterie-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18910709056/fragment/page=0002